Nr. 7 — Leipzig, den 6. Februar — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr: Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Was wird uns dafür? — Ein Wissen für einen Glauben? — Der Evangelische Bund — Ein Notschrei aus Braunsberg in Ostpreußen — Ein neuer Religionszensus in London — Drei historische Romane — Verschiedenes: Ein Denkmal für Coligny in Paris; Goethe, Doktor der Theologie; Grabfund im Wormser Dom

Was wird uns dafür?

„Da antwortete Petrus und sprach zu ihm: Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was wird uns dafür?" (Matth. 19, 27.) —

Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert. Wenn diese Regel zu Recht besteht, so ist auch die Frage: Was wird uns dafür? nicht nur berechtigt, sondern notwendig. Wir alle, ob wir uns mit unserer Hände Arbeit ernähren oder geistig thätig sind; ob wir einen gesicherten Wirkungskreis inne haben oder noch in der Entwickelung stehen, fragen: Was wird uns dafür? Jede rechtschaffene bürgerliche Existenz unterscheidet sich von dem Bettlertum niederer und höherer Ordnung dadurch, daß sie sich eine Erwerbsquelle schafft, aus welcher sie nicht nur das tägliche Brot, sondern auch ihre bürgerliche Ehre gewinnt. Freilich spielt dabei der natürliche Trieb der Selbsterhaltung eine so große Rolle, daß man nicht sagen kann, es sei schon ein sicherer Beweis von Christentum, wenn sich einer um lohnende Arbeit bekümmert. Thun nicht die Zöllner auch also?

Man wird daher die Frage: Was wird uns dafür? nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf andere anwenden müssen. Findet jeder den Lohn, den er verdient? Kann er ihn finden, wenn er ihn sucht? Gewähren auch wir unserm Nächsten das Seine? Ist so viel Gerechtigkeit in der Welt, daß nicht einer sammelt, wo der andere gestreut hat? Gilt auch die Billigkeit etwas, welche den schwächeren Bruder nicht ausbeutet, wenngleich das steife Recht es gestattete? Da haben wir die soziale Frage, die große Frage der Gegenwart, die Frage des praktischen Christentums. Und wie müssen wir Gott bitten, daß er es uns darin immer mehr und besser gelingen lasse!

Aber wenn jedem würde, was er verdient hat, wären wir dann am Ende aller Not? am Anfange aller Glückseligkeit? —

Die Frage des Petrus: Was wird uns dafür? steht auf einer Linie mit der Bitte der Söhne Zebedäi, daß ihnen gegeben werde zu sitzen einer zur Rechten und einer zur Linken des Herrn in seiner Herrlichkeit. Alle drei begehren für die Opfer, welche sie in der Nachfolge Christi gebracht, eine Entschädigung. Sie haben vieles hingegeben; nun wünschen sie etwas zu nehmen. Das ist begreiflich. Sie wollen ihr Recht, sie bestehen auf ihrem Schein. Dennoch macht es einen peinlichen Eindruck. Wer Zeit oder Kraft aus freier Wahl an eine gute Sache gewendet hat, wird er Entschädigung fordern? Wer sein Leben und sein Lieben an eine werte Persönlichkeit gehängt hat, wird er die Hand ausstrecken? Hier aber, wo es sich um die beste aller Sachen und den wertesten aller Meister handelte, dem die Jünger ihr Herzblut verschrieben haben, hier fragen sie: Was wird uns dafür?

O Menschenherz, was bist du doch für ein Ding! Selbstsucht ist dein Name für alle Zeiten. Du suchst dich selbst und merkst darüber nicht, wie du dich selbst verlierst. Warum gar so kleinlich und klüglich? Warum machst du aus allem, was du schaffst, ein Geschäft? aus allem, was du handelst, einen Handel? Gottseligkeit ist kein Gewerbe. Denke an Judas, dem der Heiland um dreißig Silberlinge feil gewesen. Verzichte auf Lohn!

So wird er dir werden. Ein Gnadenlohn aus Gottes Hand. Wie geht es draußen mit Saat und Ernte? Ist nicht jede Ernte ein Lohn der Saat? und ein Gnadenlohn, weil sie hundertfältig einbringt, was doch nur einfältig ausgesäet worden? Nicht anders geht es auf dem Acker des Herzens. Das Reifen des inwendigen Menschen, da er schmeckt und fühlt, wie freundlich der Herr ist, ist Lohn im Vollsinn des Wortes; und doch zugleich ein Gnadenlohn, weil er reich ist über alles Erwarten und höher als alle Vernunft.

Die irdische Gerechtigkeit besteht auf Entschädigung. Die göttliche Gerechtigkeit geht aus auf Begnadigung. Sch

Ein Wissen für einen Glauben?

„Die Unsterblichkeit der Seele naturwissenschaftlich und philosophisch begründet." Dies ist der Titel einer interessanten kleinen Schrift des Prof. Dr. Schmick in Köln. Eine immerhin seltene Erscheinung, daß ein Naturforscher mit seinen Arbeiten für das von seinen Genossen als Unvernunft abgewiesene Christentum eintritt! Als das Büchlein vor sieben Jahren zuerst ausging, trug es die sehr bezeichnende Aufschrift: „Ein Wissen für einen Glauben." Damals fand es eine sehr wohlwollende Aufnahme. Die Rezensionen aus „Beweis des Glaubens," „Theol. Literaturblatt," „Post" sind am Schluß der zweiten Auflage abgedruckt; dadurch ist der Verfasser zu einer neuen verbesserten Auflage unter obenstehendem Titel ermuntert worden. Den lebhaften Wunsch, daß es ihm gelingen möchte „vielleicht hier oder da jemand in seinem Ringen nach Gemütsruhe betreffs des tiefwurzelnden Interesses seines Erdenlebens beizuspringen," teilen wir ganz. Ob bei seinen Grundvoraussetzungen das aber gelingen kann? Je schöner die Aufgabe, welche der Verfasser sich gestellt, und je unseliger die Unklarheit über das Verhältnis von Christentum und Natur, Theologie und Naturforschung gegenwärtig ist, umso offener muß hier geredet und, wenn Ursache vorhanden, getadelt werden.

Ein Gedanke durchzieht das ganze Buch: „Daß der Menschheit eine Zeit bevorstehe, in welcher der heutige Glaubenssatz bezüglich eines nachirdischen Lebens sich in einen Satz des Wissens, in ein Resultat der Naturforschung verwandeln werde." Eine kühne Hoffnung, wenn sie gleich nicht ganz neu ist. In geradezu erschreckender Kühnheit tritt sie auf Seite 5 uns entgegen: Mit dem Nachweis einer nichtstofflichen Sonderexistenz im Menschen, die eben deswegen unvernichtbar sein müsse, „wäre der Fundamentalsatz des Christentums allem Zweifel, aller Anfechtung, aller Willkür der Verunstaltung entrückt, in der einfachen Majestät und Größe seiner Bedeutung den Menschen dargeboten, ohne verdunkelnde Allegorie . . . und legendenhafte Einkleidung!" Damit ist viel gesagt! Was ein Fundamentalsatz ist, wissen wir ja: der Satz, mit welchem eine Lehre steht und fällt, aus welchem bei richtiger Logik alle andern sich notwendig ab-

leiten lassen, gleichsam aus ihm hervorquellen. Und für das Christentum will die Naturwissenschaft diesen Fundamentalsatz erweisen, d. h. ihn so einleuchtend machen, daß kein wissenschaftlich, logisch Denkender sich ihm entziehen kann! Von der Zukunft dürfen wir ein mathematisch-empirisch begründetes Christentum erhoffen! Welch eine herrlich große Zeit, wo Haeckel und Virchow, Schopenhauer und v. Hartmann durch exakte Forschung und mathematische Demonstration zum Christentum gezwungen werden — zum „thörichten Evangelium"!

Aber nein! die Zukunftsbilder, welche den Verfasser begeistern, sind doch wohl nur Phantasien! Wenn das Christentum etwas ebenso Andemonstrierbares, schulmäßig Erlernbares werden sollte, wie Lesen und Rechnen, dann hätte es ja aufgehört, Sache der freien Persönlichkeit, höchste sittliche That, „Glaube" zu sein. Statt des Glaubens hätten wir durch den beabsichtigten Unsterblichkeitsnachweis ein Wissen bekommen. Wäre das Gewinn oder Verlust? Als Gewinn möchte es anfangs denen erscheinen, welche aus einem hoffnungslosen Dilemma zwischen ihrem ererbten Christentum und ihren erworbenen Naturkenntnissen keinen Ausweg sehen. Und doch ist es gegen alle Erfahrung, daß jemals Sätze des Wissens die tiefsten sittlichen Bedürfnisse der Menschheit befriedigen, daß sie auch nur eine müde Seele, die in dieser hinfälligen Welt mit Zweifeln und Versuchungen, mit widerstrebenden Natur- und Menschengewalten sich herumzuschlagen hat, zum inneren Frieden bringen könnten. Warum hat denn Faust in seinem Wissen keinen Frieden zu finden vermocht? Der hochbegabte, wissensdurstige Mann, nachdem er alles durchaus studirt mit heißem Mühn und Schätze der Gelehrsamkeit sich erworben, bricht in die todesmatte Klage aus: „Ich sehe, daß wir nichts wissen können!" Das brennt ihm am Herzen, das hat ihm alle Freud entrissen. Vergessenheit zu trinken aus der todbringenden Phiole, erlöst zu werden von dem Forschen und Wissen, welches die letzten Antworten auf seine höchsten Fragen geben sollte und — ihn im Stich ließ, ist des hochfahrenden Mannes letzter Wunsch. Was ergreifen doch diesen Mann der Forschung die leisen Ostermorgenklänge so tief, daß neuer Lebensmut plötzlich aufflammt? Bringen sie ihm etwa ein neues Wissen?!

Doch glücklicherweise ist jene Zukunft noch nicht so nahe. Einstweilen ist erst die Frage zu beantworten, ob wirklich die Unsterblichkeit der Fundamentalsatz des Christentums sei — so völlig, daß man in dessen Besitz „die vielen Trümmer der Religionen auf dem Wege nicht bedauern dürfte?" In dieser Voraussetzung könnte bereits der Umstand etwas irre machen, daß im Neuen Testament der Ausdruck „Unsterblichkeit" im Sinne des verheißenen ewigen Gutes nur zweimal (Röm. 2, 7; 2 Tim. 1, 10) angetroffen wird, während gewöhnlich die volleren Worte „Seligkeit, ewiges Leben, Himmelreich" gebraucht werden. Doch es sei vorläufig angenommen! Die Unsterblichkeitslehre sei das Fundament des Christentums! Dann stände der Karibe, welcher durch allerlei Mittel vor dem Geiste seines verzehrten Feindes sich zu schützen sucht, ständen die Dahomeer, welche am Grabe des Königs hunderte von Menschen schlachten, damit diese dem Herrscher Kunde aus dem Diesseits bringen und seine Diener im Jenseits seien, dem Fundamente des Christentums näher als ein großer Teil unserer mit sittlichem Ernste arbeitenden Naturforscher! Gegen diese böse, aber unvermeidliche Folgerung aus seinem Vordersatz würde Schmick wohl energisch protestiren, und ihn darauf festnageln zu wollen, würde sicher unrecht sein, denn er will etwas ganz anderes. Aber das wird gesagt werden müssen: den Grundgedanken des Christentums hat dieser Verteidiger des Christentums ebenso unglücklich ausgedrückt, wie so viele andere, die es bekämpfen. Das nimmt seinem Buche einen großen Teil seines Wertes.

Das Christentum ist doch durchaus kein „Komplex von Lehrsätzen," kein „künstlich gemachtes Gebilde," wozu Freund und Feind es teilweise umzustempeln versuchen; es ist eben Glaube! Und bezüglich unserer Frage dürfte das Große an ihm doch gerade dies sein, daß es statt des öden Unsterblichkeitswahns der Völker uns den schönen Glauben giebt: Wir leben zugleich in zwei Welten, im Himmel und auf Erden, und unsere Freude, unser Heimatsfriede in jener unsichtbaren Welt ist durch Trübsal und Tod in dieser sichtbaren Welt völlig ungestört. Mit idealen, ewigen Dingen haben wir's da zu thun, welche — wie Schmick ganz richtig sieht — der in den Zusammenhängen der Materie forschenden Wissenschaft niemals zugänglich gemacht werden können. Das zeitliche Gewand der Religion mag sich ändern: den wirklichen idealen Gehalt des Christentums wird keine Naturwissenschaft weder stützen noch stürzen können.

Sehen wir nun erst die Unsterblichkeit näher an, welche Schmick zu beweisen beabsichtigt, so läßt sich wirklich etwas Oederes, Unbefriedigenderes nicht leicht denken. Daß jemand dabei sich beruhigen werde, scheint fast unmöglich. Es ist die Unvernichtbarkeit eines gewissen erkennenden, wissenden, belebenden, nicht stofflichen (genauer „andersmateriellen") Agens, welches etwa auf Sonne oder Mond einen künftigen Aufenthalt finden mag. Und dies nur deshalb, weil unter unkontrolirbaren Verhältnissen die Menschenseele sich zur Einheitlichkeit des Bewußtseins, zur Person entwickelt hat, was der Tierseele nicht gelungen ist. Letztere bleibt daher auf eine nebelhafte Fortexistenz angewiesen. Da für diese Unsterblichkeit auf den moralischen Unterschied der menschlichen Personen gar keine Rücksicht genommen wird, so könnte man zu der Annahme versucht sein, Schmick habe den obenbesprochenen Ausdruck „Fundamentalsatz des Christentums" nur unglücklich gewählt und wolle eigentlich seine Unsterblichkeit nur als Grundvoraussetzung des Christentums, ohne welche keine ewige Seligkeit und ewige Pein gedacht werden könnten, aufgefaßt wissen. Allein gegen eine derartige Auslegung legt das Buch selbst Protest ein; es betont nämlich, daß auf dem Angesicht jedes sterbenden „normalen" Menschen ein verklärter, friedevoller Ausdruck liege. Soll dies als Beweis der Unsterblichkeit verwandt werden, so ist die Möglichkeit eines unseligen Jenseits für „normale" Menschen ausgeschlossen, und bleibt nur die Annahme übrig, daß wirklich Schmick die nachzuweisende Unvernichtbarkeit der Seele nicht als Voraussetzung, sondern als identisch mit dem „ewigen Leben" gemeint hat.

Dann aber — so will uns scheinen — hätte an diesem Ort über den Unterschied zwischen Person und Persönlichkeit nicht geschwiegen werden dürfen, um doch irgend einen sittlichen Wert des Fortlebens festzuhalten. Person ist der Mensch als Naturwesen und bleibt dies selbst in den rohesten, fast tierischen Zuständen. Eine Persönlichkeit aber nennen wir nur den, welcher es zu sittlicher, geistiger Selbständigkeit gebracht hat und nun mit eigner Ueberzeugung und einem bewußten Willen aus der charakterlosen Masse sich heraushebt. Fast unwillkürlich beurteilen wir doch nach diesem Maßstabe den Wert jedes Menschen und — seinen Anspruch auf Fortexistenz oder Ewigkeit. Im vorliegenden Buche werden diese hochwichtigen Unterscheidungen nicht gemacht. Mit Recht; denn der Naturforscher darf den Begriff „Persönlichkeit" in seine Beweisführung nicht einmengen, weil Tugend, Sittlichkeit, Charakter — sagen wir nur auch gleich Religion — nichts Materielles, Naturhaftes, aus Ursache und Wirkung mechanisch Erklärbares an sich tragen. Aber hätte nicht gerade dies Schmick an der Zielrichtigkeit seines Weges irre machen müssen?

Wenn er sich als Anhänger der Descendenztheorie bekennt, so liegt wohl kein Grund vor, ihm das zu verübeln; aber seine besondere Aufgabe macht er selbst dadurch schier unlösbar. Er will nachweisen, daß im Menschen zwei ganz verschiedene Dinge, Leib und Seele, oder die gesamte Körperlichkeit und ein belebendes Agens, die Person, vorhanden seien, deren jedes seine völlig selbständige Entwickelung habe; der Körper sei vernichtbar, die andersmaterielle Seele müsse unvernichtbar sein. Nun sagt der konsequente Darwinismus: in der reicheren und feineren Ausbildung des Gehirns und aller Organe desselben bestehe eben das, was wir geistige Entwickelung nennen, letztere sei immer der bewußtwerdende Reflex der ersteren. Schmick dagegen ist genötigt, für die selbständige, von der Körperlichkeit emanzipirte Seele einen anderen Ursprung und einen anderen Anlaß zur allmählichen Entwickelung aufzusuchen. Woher kommt denn nun diesem belebenden Agens plötzlich die Einheitlichkeit des Bewußtseins, die dem Tiere abgeht? Anders ausgedrückt: welches ist der treibende Grund gewesen, daß der Mensch zu einem wesentlichen Unterschiede vom Tiere gelangt ist? Verlassen werden

diese Fragen wohl niemanden bei der Lektüre des Buches; denn erst bei ihrer sicheren Beantwortung könnte die Schmicksche Auffassung mit dem Materialismus konkurriren. Aber eine Antwort findet sich nirgends angedeutet. Diese klaffende Lücke stellt notwendig den Wert der ganzen Beweisführung in Frage. Unter solchen Umständen wird aus all den sorgfältigen Untersuchungen, welche durch vierzehn Kapitel hindurch geführt werden, nur dieses klar, daß die Wissenschaft imstande ist, eine Reihe von Unterschieden zwischen Mensch und Tier und anderseits eine Fülle von thatsächlichen Erscheinungen des Menschenlebens festzustellen, welche sie nach ihrem bisherigen Stande nicht aufklären kann. Alles dagegen, was ins ideale Gebiet der Persönlichkeit, der wahren Menschenwürde gehört, kann sie weder begreifen noch begründen. Ohne den Gottesgedanken, den Schmick durchaus konsequent fortläßt, bleibt alles öde und leer. Glaube, Liebe, Wahrheit, Sittlichkeit sind eben nicht Blüten der Materie, sondern sind anderswo gewachsen; sind nicht zu erklären aus einem „Andersmateriellen,“ sondern sind Beweise eines Unmateriellen, Idealen. Wer den Materialismus bekämpfen will, darf kein Andersmaterialist sein! Ueber diesen Standpunkt jedoch ist das vorliegende Buch noch nicht hinausgekommen. Auch wird der zwar oft betonte Grundsatz, die Seele sei kein Objekt für naturwissenschaftliches Erkennen, doch nicht konsequent gehandhabt: sonst hätten Dinge wie Spiritismus und Somnambulismus nicht so verwertet werden können, wie geschehen.

Ueberhaupt tritt unser Buch, trotz aller Reserven, so ziemlich mit derselben kategorischen Sicherheit auf, welche gerade der Naturwissenschaft manchen entfremdet. Vergebens warten wir auf das Eingeständnis, daß die einzelnen Gehirn- und Nerventeilchen nach ihrem Wert für Denken, Empfinden, Wissen eigentlich noch gar nicht oft und genau genug untersucht sind; daß ferner die Schwierigkeit, wie denn die Seele das Gehirn als Basis ihres Eingreifens gebrauche, bisher nicht gelöst sei. (Denn der Satz: die Seele verhalte sich zu der im Leibe waltenden Elektrizität der Einwirkung nach ebenso, wie letztere zur gröberen Stofflichkeit, kann doch — wenn wirklich die Naturgesetze auf die Seele keine Anwendung leiden — nichts sein als ein Gleichnis. Die Frage, wie ein Andersmaterielles auf den Stoff einwirken könne, ist dadurch nicht gelöst, sondern nur verhüllt.) Schmick pflegt kurz zu sagen: „Die genauesten Untersuchungen haben festgestellt u. s. w.“ Das täuscht den Leser leicht, wenn er nicht im Auge behält, daß „genaueste Untersuchungen“ auf unserem Gebiete gar nicht haben stattfinden können, weil man fast ohne Ausnahme erst dann untersuchen kann, wenn sämtliche Funktionen erloschen sind — an Leichen. Für den Bestand des Christentums dürfte Virchows „Ignorabimus“ leicht nützlicher sein als diese Art Apologetik. Ist jene Losung doch ein Eingeständnis, daß die Naturforschung prinzipielle Grenzen hat, welche sie — ohne Gefahr der Phantasterei — nicht überschreiten darf. An reinlicher Scheidung der Gebiete liegt aber heutzutage alles!

Es wäre noch sehr lohnend, den einzelnen Beweisen Schmicks, deren jeder klar und übersichtlich in einem kurzen Kapitel behandelt wird, nachzugehen. Doch muß das den Fachgelehrten überlassen bleiben. Nur an einzelnen Punkten sei die Art seiner Beweisführung beleuchtet.

Der Umstand, daß der Entwicklungsgang körperlichen Wachstums und Gedeihens mit dem des geistigen Wachstums gar nichts Gemeinsames habe, daß ein rüstiger Mann geistig recht unthätig, ein hinfälliger Greis sehr frischen Geistes sein könne, ist dem Verfasser ein Grund dafür, daß das seelische Verhalten aus körperlichen Verhältnissen und Zuständen des Gehirns nicht abzuleiten, kein bloßer Reflex derselben, sondern etwas Selbständiges sei. Aber dabei wird völlig übersehen, daß jede Gedankenthätigkeit einen enormen Säftekonsum veranlaßt. Der abstrakte Denker, dessen Ich sich also der äußeren Sinnesorgane gar nicht bedient, wird trotz guter Körperpflege ohne leibliche Gesundheitsübungen immer schwächer und blasser. Das frühreife Kind welkt dem Tode entgegen, deshalb weil sein denkendes Gehirn mehr Säfte verbraucht, als der übrige Körper entbehren kann. Des Greises Gehirn darf umsomehr Stoffe konsumiren, je weniger sein Leib bedarf. Denken ist also Gehirnarbeit, Konsum von Materie. Daher ist's gar nicht so verwunderlich, daß körperliche und geistige Entwicklung sich nicht vertragen, sobald eines dem andern den Stoff entzieht. Es spricht gerade diese Thatsache eher für den Monismus, als für den Schmickschen Dualismus.

Aehnlich liegen die Dinge im vierzehnten Kapitel, wo über den Wahnsinn geredet wird. Der Wahnsinnige werde — so soll die Aussage der Irrenärzte lauten — kurz vor seinem Tode, jedenfalls unmittelbar vor der Auflösung wieder geistig gesund. Ob dieser Thatbestand sicher erwiesen ist? Der Nachweis wird wohl äußerst schwierig zu führen sein. Schmick folgert hieraus, das „Ich“ selbst sei während des Wahnsinns völlig gesund geblieben, nur durch eine Entartung des Gehirns der Möglichkeit beraubt gewesen, sich richtig zu äußern. Erst im Tode, wo mit dem übrigen Leibe auch dieses Hindernis verfalle, könne die Seele sich wieder in der reinen Schönheit zeigen, die sie während der ganzen Krankheit — nur uns verborgen — behalten habe. Somit erscheint ihm das Irresein als eine Art Schlafzustand. Wie reimt sich aber zu solcher Auslegung nur die eine Thatsache, daß von höchster geistiger Begabung und Leistungsfähigkeit bis zum Wahnsinn ein ganz kleiner Schritt ist? Beweise liegen nahe genug! Müssen wir da nicht notwendig auf den Gedanken kommen: Wahnsinn sei oftmals der Reflex einer krankhaft gesteigerten Gehirnthätigkeit, und das Ich sei im Denken selbst, nicht nur in den Aeußerungen desselben, doch nicht so unabhängig vom Gehirn, kurz von der Materie, wie Schmick meint?

So bliebe noch gar manches im einzelnen einzuwenden. Die Folgerungen z. B., welche Schmick aus den plötzlichen Todesfällen durch Schreck, Freude, Ueberraschung zieht (er beschuldigt das unmaterielle Ich der Vernichtung des Leibeslebens) und auf welche er großes Gewicht legt, sind durchaus abzuweisen. Welcher irgend vernünftige Grund könnte das Ich bei freudiger Ueberraschung zu so schleuniger Flucht aus dem Diesseits veranlassen? Sollten nicht auch in diesen Fällen Nervenreflexe, Blutwellen, Gehirnlähmungen ganz naturhafte Todesursachen bilden? Wenn wenigstens Gehirn und Denken ein Eins sind, liegt gar keine Schwierigkeit vor.

Doch dies alles mehr beiläufig! Die große Hauptfrage bleibt doch, woher Schmick das Recht nimmt, trotz seiner eigenen gegenteiligen Erklärung, die Konsequenzen der Naturgesetze — welche man aus dem Verlauf der materiellen Dinge abstrahirt hat — in gewissen Beziehungen auf die unmaterielle Seele anzuwenden und der letzteren Beschaffenheit so zu ermitteln. Wenn das angeht, dann freilich sind alle idealen Güter preisgegeben, dann ists aus mit dem Christentum!*) Vom Gegenteil hat Schmick uns nicht zu überzeugen vermocht. Aber was giebt uns auch nur den Schatten eines Rechts für solches Verfahren? Die Gesetze der Natur sind durch vorurteilsfreie Beobachtung der Naturvorgänge gefunden, die Gesetze der idealen Welt kann man nur finden durch Beobachtung des Lebens der „Persönlichkeit“ — nicht der Person! So wenig eines Kaufmanns Solidität dadurch in Frage gestellt wird, daß es nicht gelingen will, sein Oel mit der Elle nachzumessen, grade so wenig wird die Solidität des christlichen Glaubens dadurch erschüttert, daß man ihn an den Naturgesetzen nicht nachmessen und beweisen kann. Leider hat unser Buch dies Verfahren eingeschlagen; darum kann es seinen Zweck nicht erfüllen. Wenn trotzdem der Verfasser in der Vorrede bekennt, die eigenen Zweifel durch seinen Beweisgang völlig besiegt zu haben, so ist das nur ein schönes Zeugnis dafür, daß derselbe im Grunde seines Herzens viel mehr und weit Wertvolleres besitzt, als er von naturkundlichem Standpunkte aus uns zu bieten vermochte. Sonst möchten seine Zweifel schwerlich so leicht geschwunden sein. Denn was er im günstigsten Falle bewiesen haben würde, ist etwas ganz anderes als das Christentum, in welchem wir Ruhe finden für unsre Seelen.

So wird denn bei aller warmen Sympathie, welche dem kühnen Naturforscher gebührt, der die Konsequenz des Christentums aus seiner ihn mit Zweifeln quälenden Wissenschaft zu

*) Der von Drummond gemachte geistreiche Versuch, das Geistesleben in das Gebiet der Naturgesetze hineinzuziehen, wird in einer der nächsten Nummern eingehende Behandlung finden. D. H.

ziehen sucht, doch das Eine festzuhalten sein: Reine Freude kann man an diesem Versuch nicht gewinnen, weder als Christ noch als wissenschaftlicher Theolog. Die weitverbreitete Meinung muß überwunden werden, als ob zwischen Naturkunde und Christentum ein Ausgleich nötig, als ob eins dem andern irgend gefährlich oder nützlich sein könne. Denn nur in dieser Meinung, nicht aber in der Naturwissenschaft selbst liegt eine gefährliche, in endlose Zweifel verstrickende Macht. Auch Schmick kann keinen Augenblick sicher sein, daß nicht eine einzige neuenthüllte Thatsache sein ganzes Gebäude umwerfen und alte Zweifel wecken werde. Wie in aller Welt kann man gerade auf dem Gebiete der Gehirnerforschung vor neuen Thatsachen jetzt sicher sein? Daher würde es verhängnisvoll sein, wollten wir auf die von Schmick geschlagene Brücke treten und sein Wissen nehmen für unser Glauben. J N

Der Evangelische Bund

Mit der heutigen Nummer d. Bl. geht unsern Lesern der Aufruf des „Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen“ zu.*) Nachdem der Bund bereits vor seiner ersten Kundgebung Anlaß und Gegenstand garstiger Händel geworden ist, darf man kaum hoffen, daß der Aufruf als das rechte Wort zur rechten Zeit mit packender Gewalt die Gemüter aller evangelischen Deutschen gewinnen werde. Aber auch abgesehen von jenem verfrühten Zeitungskriege konnten, von einer allgemeinen begeisterten Zustimmung nur einige Schwärmer träumen. Die innern Zustände des Protestantismus in Deutschland beim Ausgange des Kulturkampfes sind nicht derart, daß ein geschlossenes Zusammengehen — sei's auch zur Wahrung des eignen, unverkümmerten Daseins — ohne ganz außerordentliche Opfer von Selbstverleugnung möglich wäre.

Den Evangelischen Bund werden alle die mit Freuden begrüßen, welche täglich mit allen Kräften um ihr Recht und Leben ringen: die Brüder in den Ländern mit konfessionell gemischter Bevölkerung, wo der römische Teil überwiegt. Sie kämpfen einen Kampf, von dem die Masse der evangelischen Christen in den rein evangelischen Ländern nichts ahnt. Man lese nur z. B. eine Broschüre wie die des Pfarrers von Braunsberg, welche unten ihre besondre Besprechung findet. Die Tapfern auf den Vorposten sehend verlangend aus, ob denn vom Gros keine Hilfe komme, sie schicken Meldung um Meldung, und werden mit Genugthuung die Mobilmachung begrüßen, wie sie jetzt unter dem Namen des Evangelischen Bundes stattgefunden hat.

Aber sie zu sammeln kann nicht der Zweck des Bundes sein. Sie sind gesammelt durch die immer gegenwärtige Bedrängnis und tragen nur zu schwer an der Last des Kampfes. Sammeln will und wird der Bund alle die, welche, sei's durch besondre persönliche Erfahrung, sei's durch geschichtliche Forschung, sei's durch die Entschiedenheit ihrer evangelischen Ueberzeugung, obwohl sie innerhalb des gesicherten Besitzstandes unsrer Kirche leben und wirken, in der Losung eins sind: Rom ist der Feind, und darum: Vereinigung aller evangelischen Christen Deutschlands zu kräftigem Widerstande ist die Aufgabe.

Wer diese Losung nicht teilt, dem wird man den Beitritt zum Bunde nicht sofort zumuten dürfen; vielmehr wird der Bund in ihm einen Gegenstand seiner aufklärenden Arbeit zu sehen haben.

Es sind aber auch auf Seiten derer, welche die von Rom drohende Gefahr nicht unterschätzen und an ihrem Teil den Kampf gegen Rom führen, Bedenken gegen den Bund laut geworden.

Man sagt: Der beste Bund ist unsre evangelische Kirche selbst und das beste Band das Wort Gottes, das in ihr verkündigt wird. — Dem gegenüber kann nicht entschieden genug ausgesprochen werden, daß es keine evangelische Kirche giebt, sondern nur eine Menge evangelischer Kirchen. Diese sind allerdings durch manche Beziehung geistiger Gemeinschaft verknüpft; aber darum eben ist nicht einzusehen, weshalb nicht das neue Werk diese Beziehungen ergänzen und befestigen soll. Und das Wort Gottes ist ja, Gott Lob! überall auf dem Plane; aber soll es denn nicht neben andern Früchten auch die der Verständigung über die bewegenden Lebensfragen unsers evangelischen Volkes bringen und der brüderlichen Handreichung zur Abwehr gemeinsamer Gefahr?

Man sagt: Der Gustav-Adolf-Verein, die innere Mission, das ist unser Evangelischer Bund. — Gott sei gedankt, daß der deutsche Protestantismus solche Bündnisse schon hat. Möge Er sie segnen, daß sie die Herzen immer mehr zusammenführen, und ihre Arbeit mit Gedeihen krönen! Insbesondre aber bedarf der Gustav-Adolf-Verein einer Ergänzung, wie sie sich in dem Evangelischen Bunde ihm darbietet. Er ist seinem Wesen nach rein defensiv: er baut Kirchen, Schulen, Pfarrhäuser — jeder Verständige sieht ein, was das für arme, zerstreute Gemeinden zu bedeuten hat; aber von all dem Widerstande, den man der Propaganda Roms entgegensetzen muß, ist das vielleicht das vornehmste, aber doch nur ein Stück!

Man fragt: Welches sind die praktischen Aufgaben, die der Bund lösen will? Kampf gegen Rom — wer wollte das nicht? Aber mit klingenden Reden, mit Vereinen und Versammlungen ist da nichts gethan. Was gedenkt der Evangelische Bund zu thun? Wir leben in einer Zeit, wo schließlich doch nur die Arbeit etwas gilt, und nur der Bund, der etwas schafft, wird lebensfähig sein. Sonst lacht Rom und der evangelische Christ muß sich schämen, und ist das letzte Uebel ärger als das erste. — Antwort: Von einem praktischen Unternehmen ist der Bund überhaupt ausgegangen. Es hat sich vor allem als notwendig erwiesen, die Tagespresse und damit das große zeitunglesende Publikum über Rom und die dem evangelischen Deutschland von dort drohende Gefahr gründlicher zu unterrichten. Ein Preßausschuß ist für diesen Zweck zusammengetreten und wird der ersten Hauptversammlung nicht allein den Plan, sondern auch die ersten Proben seiner Thätigkeit vorlegen können. Genaueres hierüber mitzuteilen ist Schreiber dieses nicht befugt. Und eine gewisse Zurückhaltung wird die befreundete Presse überhaupt den einzelnen praktischen Unternehmungen des Bundes gegenüber sich auferlegen müssen. Denn es hat wahrlich keinen Sinn und Wert, jeden Gedanken vorweg auszuposaunen, damit „Germania“ und Genossen ihr Mütchen daran kühlen können, längst ehe er in die That umgesetzt ist. Der Aufruf konnte nur die allgemeinen Grundsätze und Absichten des Bundes aussprechen: an praktischen Aufgaben aber fehlt es durchaus nicht. Gott gebe nur Kräfte und Mittel, sie zu bewältigen! Es gilt die Aufklärung unsers deutschen Volkes über den Streit mit Rom, des gläubigen und auch des ungläubigen, gleichgiltigen — vielleicht, daß mancher Indifferente auch einen Blick für die Schätze, die wir in unserm evangelischen Christentume besitzen, gewinnen mag, wenn ihm die Augen über Wesen und Ansprüche des Papsttums geöffnet werden. Es gilt die Unterstützung unserer Diaspora mit jeglichem Mittel, welches der Gustav-Adolf-Verein in statutengemäßer Selbstbeschränkung nicht gewährt. Es gilt die öffentliche Aeußerung des protestantischen Bewußtseins bei besondern Veranlassungen, die in vielleicht recht überraschender Gestalt die nächste Zukunft bringen kann. Es gilt die Berichtigung unserer Gesetzgebung, wo sie die römische Kirche mit Vorteilen ausstattet und die evangelischen Kirchen dagegen unter dem Scheine der Parität in der Entfaltung ihrer Kräfte hindert und schädigt. Es gilt die Stärkung aller wirklich katholischen und evangelischen Regungen innerhalb des Papstreiches. Wollte jemand in dem allen noch unpraktische Redensarten finden, dem versichere ich, daß mir diese Aufgaben in sehr bestimmter und Ausführung fordernder Gestalt vor Augen stehen.

Uebrigens wäre schon das ein Gewinn von unermeßlicher praktischer Bedeutung, wenn es wirklich gelänge, um die allgemeine Losung „Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen“ ein Heer von Männern (und Frauen!) zu sammeln, welche wissen, was sie wollen, und bereit sind, für ein ideales Ziel ihre ganze Kraft einzusetzen. Kein Zweifel, daß die Väter des Bundes rechte Idealisten gewesen sind. Sie würden sonst

---

*) Da die Abzüge erst unmittelbar nach Ausgabe der vorigen Nummer bei der Expedition eintrafen, ist der darin gegebene Vermerk gegenstandslos geworden, was wir freundlichst zu entschuldigen bitten. D H

vielleicht andere Wege eingeschlagen haben, ihrem Kinde den Eingang in unser von oben bis unten — soll man's rühmen? soll man's klagen? — auf einmal so realistisch gewordenes Deutschland zu öffnen. Schwieriger als die „Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen“ ist ohne Zweifel der „Evangelische Bund.“ Es wird nicht fehlen, daß der Ruf „Gegen Rom!“ wackere Streiter auf den Kampfplatz lockt; aber alle die widerstrebenden Geister in unserem evangelischen Volke, sei's auch nur für diesen Kampf, unter Eine Leitung zu bringen, das ist eine gewaltige, zur Zeit wohl unlösbare Aufgabe. Ehe wir lernen, uns dahin zu vertragen, werden wir noch ganz anders getreten werden müssen. Gleichwohl ist es doch etwas wert, daß der Bund nun dasteht als laute, lebendige Mahnung: es giebt gemeinsame Güter, welche alle evangelischen Deutschen zu wahren haben und zu deren Schutze sich die Hand zu reichen für die Einzelnen wie für die Parteien und Richtungen nicht allein möglich, sondern Christenpflicht ist.

Und damit sind wir bei dem Haupthindernis angelangt, das der Evangelische Bund zu überwinden haben wird. Man sagt: Es sind Leute dabei, mit denen können wir nicht zusammengehen, denn sie sind keine gläubigen Protestanten. — Antwort: Ich weiß nicht, wer von den Unterzeichnern kein gläubiger Christ ist. Sie alle rechnen sich ohne Zweifel zu denen, „welche von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß allein die Treue gegen das göttliche Wort und der endliche Sieg der evangelischen Wahrheit unser Volk zur Erfüllung seines weltgeschichtlichen Berufes auch fernerhin befähigen kann.“ Sie alle „bekennen sich zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohn Gottes, als dem alleinigen Mittler des Heils und zu den Grundsätzen der Reformation.“ Lügen sie damit, so lügen sie Gotte, und Er wird sie richten. Ich für meine Person traue es einem jeden zu, daß er es ehrlich meint. Ich kenne auch etliche und weiß, daß sie es ehrlich meinen. Ich vermisse mit Schmerzen manche Namen, die mir eine willkommene Bürgschaft für ein schönes Gelingen geben würden. Aber kommt die Sache aus dem Glauben, so wird Gott sie auch in der Hand dieser Männer segnen. Das ist meiner Freunde und meine religiöse Stellung dazu. Und in diesem Sinne werden wir und wird dieses Blatt den Evangelischen Bund, so viel in unsern Kräften steht, zu fördern suchen. Sollten wir die Erfahrung machen, daß unsere Auffassung von dem Unternehmen am leitenden Orte nicht geteilt würde — was zu befürchten kein Grund vorliegt —, so können unsere Leser sich versichert halten, daß wir die ersten sein werden, welche dem Bunde Valet sagen.

Aber freilich, so einfach und sachlich urteilt man heutzutage einer neuen Erscheinung gegenüber nicht. In dem früher schon (Nr. 3, S. 28 f.) gekennzeichneten Federkriege über den Bund dreht sich alles um die Namen Beyschlag, Lipsius und Nippold, Halle und Jena, Mittelpartei und Protestantenverein. Wir haben zu keinem dieser Herren oder Parteien irgendeine Beziehung außer der des gemeinsamen Interesses an einem gedeihlichen Wirken des Bundes. Wenn es sich um nichts anderes handelte als um „eine Verständigung zwischen den Mittelparteien und den Kreisen der liberalen Theologie,“ würden wir keinen Finger dafür rühren. Aber weil wir der gewissenhaften Ueberzeugung sind, daß das im Aufruf vorgetragene Programm nicht etwa nur eine so magere Veränderung des gegenwärtigen kirchlich-theologischen Parteistandes verdecken will, sondern wirklich das Wesen und Ziel der getroffenen Vereinbarung ausdrückt, widmen wir ihm unsere schwache Kraft. Und wir können nichts inniger wünschen und erbitten, als daß alles, was (um den zweifelhaften Sprachgebrauch mitzumachen) rechts von den genannten Männern und Parteien steht, durch seinen Beitritt dem Bunde das Siegel des Gelingens aufdrücke.

In der That haben schon eine stattliche Anzahl von Männern, welche auch Kreuzzeitung und Reichsbote für rechtgläubig gelten lassen müssen, sich zu dem Bunde bekannt. Damit ist das Gelingen in unseren Augen schon besiegelt. Möchten die Führer, möchten die „Fraktionen“ folgen! Es wird viel Selbstverleugnung gefordert von allen Seiten. Die ist selten: im öffentlichen kirchlichen, wie im gemeinen Leben. Keine Partei darf aus der großen, gemeinsamen Bewegung für sich selber Nutzen ziehen wollen. Daß die Mittelpartei an der Wiege steht, ist begreiflich. Daß die „Linke“ sich warm beteiligt, ist erfreulich und kann niemanden verwundern noch abstoßen, der das christliche Auge dafür gehabt hat, wie die „Linke“ in der letzten Zeit den anerkennenswertesten Ernst bewiesen hat, an der positiven Arbeit der Kirche teilzunehmen — ein Bestreben, das nicht nur für die Praxis, sondern auch für den Betrieb der theologischen Wissenschaft bereits Früchte zu zeitigen anfängt. Die „Rechte“ aber wolle sich erinnern, welch eine Verantwortung sie trüge, wenn an ihrer Weigerung das große Werk seine Schranken fände. Auch der Gustav-Adolf-Verein war einmal in den Händen der „Linken“ und ist erst durch die Beteiligung der „Rechten“ zu dem geworden, was er ist. (Es giebt freilich „gläubige“ evangelische Christen, welche Loslösung vom Gustav-Adolf-Verein predigen; sie wissen nicht, was sie thun.) Diese Lehre der Geschichte sollte auch manchem zu einem guten Entschlusse helfen, der die Berührung mit Männern anderer Parteistellung scheut. Möchte vor allem die herrschende Partei in Preußen nicht das Feldgeschrei ausgeben: Revanche pour Hammerstein! Es ist seiner Zeit in Erfurt feierlich erklärt worden, daß die Anhänger des Antrags Hammerstein im Bunde herzlich willkommen sein sollen. Wenn denselben an Verständigung über ihre Forderungen gelegen ist, so sollte man meinen, müßten sie sich mit Freuden auf den gemeinsamen Boden stellen.

Kurz, wir halten den Gedanken einer Vereinigung aller protestantischen Richtungen im Evangelischen Bunde nicht nur nicht für überspannt oder unwahr in sich selber, sondern für dringend geboten und der Mitwirkung jedes evangelischen Christen wert.

Damit genug fürs Erste. Es wird vermutlich in dieser Sache noch manches Wort geredet und geschrieben werden. Die beste Empfehlung des Bundes wird aber die sein, daß er etwas thut! Dazu sende Gott viel Gaben und Kräfte!*) R

*) Beitrittserklärungen nimmt der Herausgeber entgegen.

Ein Notschrei aus Braunsberg in Ostpreußen

Ein tapferer Mann, der evangelische Pfarrer Löfflad in Braunsberg, hat soeben die dritte Denkschrift über seine Gemeinde: „Lebensbilder aus der Friedensära zwischen dem deutschen Staat und Rom“ in „dritter berichtigter, vermehrter und verschärfter Auflage“ bei Theodor Rother in Leipzig (Preis 50 Pf.) erscheinen lassen, mit dem sehr berechtigten Motto: „Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder, wenn ein Glied herrlich gehalten wird, freuen sich alle Glieder.“

Wenn wir nicht sagen können, daß die schriftstellerische Art des wackeren Kämpen uns allewege gefällt — man muß den Mann kennen, um sie richtig hinzunehmen —, so möge diese kritische Ausstellung um so mehr den Ernst unterstützen, mit dem wir nachdrücklich bitten, ihm und seiner bedrängten evangelischen Gemeinde oder noch besser gesagt, dem bedrängten Protestantismus dort in Braunsberg selber zu Hilfe zu kommen.

Das Lutherjahr, Aufschwung verheißend, ist Wendepunkt zu größerem kirchlichem Notstande geworden. Ein ruhig gehaltener Aufsatz im Kreisblatt über das große Geburtstagskind hat die ganze klerikale Partei in Harnisch gebracht, alsbald den Wechsel des Herausgebers jenes Blattes zur Folge gehabt, und während seitdem die Ermländische Zeitung unaufhörlich die friedliebende Regierung und den Proestantismus mit Hohn überschüttet, ist, von ein paar Stoßseufzern der Ostpreußischen Zeitung über diese Kollegin abgesehen, jede öffentliche evangelische Gegenwehr verstummt. Dafür haben die Gemeindewahlen lauter vollblutklerikale Stadtverordnete ergeben, unter denen sich zum ersten mal seit ihrem Bestehen auch ein geistliches Mitglied in Gestalt eines Professors des Lyceums befindet, wie denn zugleich ein Gymnasiallehrer als Parteimann eingetreten ist, was natürlich das Gymnasium nicht gerade in den Ruf der Neutralität bringt. Die Landwirtschaftliche (!) Winter-Schule hat konfessionellen Charakter erhalten sollen: der Herr Landrat des Kreises verkündigte den Beschluß des Kuratoriums, die Lehrer müßten derhalben

katholisch sein, und der Herr Hauptvorsteher des ostpreußischen landwirtschaftlichen Zentralvereins, evangelisch, erklärte, er stimme zu, in großer Hochachtung vor der katholischen Religion: der Zentralverein selbst ist doch verständig genug gewesen, an der konfessionellen Landwirtschaft Anstoß zu nehmen. „Der Kaplan“ macht jetzt die Wahlen, baut Gast- und Vereinshäuser, ruft katholische Käufer für freigewordene oder freiwerdende Grundstücke; auf seinen Wink kommt der katholische Kaufmann, Kapital an sich zu ziehen u. s. w. Auf die Forderung der Stadtschuldeputation, Kinder evangelischer Väter, welche nach deren Tode der katholischen Schule übergeben worden, wieder auszuschulen, erklärt der Kaplan-Schulinspektor, das laufe gegen sein Gewissen, und bleibt dabei, auch als der Kreisschulinspektor ihn auf die betreffende Regierungsverfügung hinweist. Friedenserzbischof Krementz hat als Andenken an sein dortiges Wirken eine Gebetsvereinigung „für die Einheit der Kirche“ hinterlassen, welche jetzt 80000 Mitglieder zählt. In der evangelischen Gemeinde Braunsberg bestehen jetzt bei 4000 Seelen 175 gemischte Ehen, von denen 19 evangelische, 4 gemischte und — 152 katholische Kindererziehung eintreten ließen. Von 20 gemischten Ehen des Jahres 1885 wurden 3 evangelisch, 17 katholisch getraut; von den in genanntem Jahre geborenen 34 Kindern aus Mischehen sind 30 katholisch getauft. Für die Mischehen gilt hier, sofern der evangelische Teil seiner Kirche treu ist — und dies wird von Pfarrer Löfflad interessant belegt —: Keine Ruh bei Tag und Nacht! Die Jagd auf Kinder aus Mischehen ist geradezu in eine Art Menschenhandel ausgeartet. Knaben und Jünglinge, Mägdlein und Jungfrauen, alles geht auf die Proselytenmacherei aus, bei den Evangelischen, gelegentlich auch bei den Juden — man lese die ärgerlichen und doch zum Teil ergötzlichen Exempel —; demnach auch hier die Erfahrung: die schwarze und die goldene Internationale stoßen sich ab und ziehen sich an, je nachdem. Aber im Schweigen der „Judenheit“ zeigt sich die Furcht vor der sozialen Macht des Klerus. — Die Klosterschwestern — 66 in der Stadt Braunsberg — sind „Amazonen im heiligen Krieg gegen die Ketzer“; alles Ableugnen kann da nicht helfen; die Klage über die im Marienkrankenhause geschehenden Bekehrungen will nicht verstummen. Und da droben auf jenem — Hügel, der katholischen Pfarrkirche gegenüber, steht das vielberufene Konvertitenstift und lockt ins Thal hinab: die darin wohnen, beziehen jährlich ein Benefizium von 180 Mark. Aus dem evangelischen Gebiet Ostpreußens — also nicht aus der Diaspora — erzählt man sich, ein römischer Geistlicher sei mit Zensur belegt worden, weil er in einem Jahre sein bestimmtes Quantum Ketzerseelen (76?) nicht geliefert habe.

In einer Gemeinde wie der Braunsbergischen giebt es natürlich kein übleres Element als jenen „Protestantismus“, der es nicht lassen kann, seine Töchter der katholischen Töchterschule zuzuführen. Was sich nun da begiebt, davon wird uns ein Beispiel erzählt, das wir wörtlich wiedergeben. „Der Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Schule hatte einen deutschen Aufsatz aufgegeben: «Ueber Sinnestäuschungen.» Eine protestantische Schülerin fand den Mut, die Erscheinungen der Mutter Gottes in Marpingen unter die Sinnestäuschungen zu rechnen. [Es war doch eine starke Naivität!] Darob ward sie von dem Herrn Professor sehr unwirsch angelassen. Er begriff nicht, wie das Mägdlein bezweifeln könne, was doch „bewiesen“ sei. Noch weniger begriffen natürlich die übrigen Schülerinnen diesen unbegreiflichen Zweifel, so daß unsere Zweiflerin eine Zeit lang wie verfehmt in der Schule war. Diese Schülerin ging als eifrigere Protestantin aus der katholischen Schule, als sie eingetreten war.“

Nicht förderlicher als jene über der kirchlichen Differenz schwebenden sind sodann die Gemeindeglieder, welchen alle kirchlichen Dinge, besonders die Sakramente, eine Art Fetisch oder Zauber sind, um Glück zu erhaschen oder Unglück zu meiden. Gewiß, man könnte sagen, sie sind für Rom prädestinirt: gleichwohl fordert ihre Verwahrlosung auch zum Mitleid auf und weist auf eine Schuld von Kirche, Staat und Gesellschaft hin.

Damit nun verbindet sich die soziale Not. Die evangelische Gemeinde in Braunsberg ist mehr Herberge als geschlossene Gemeinde. Es bleibt kein Glied hier wohnhaft, das nicht aus irgend einem Grunde an die Stadt gebunden ist. Seit 1883 ist die Zahl der evangelischen Gymnasiasten von 120 oder doch 100 evangelischen Schülern auf etwa 70 gesunken; die evangelische höhere Töchterschule mit einst gegen 100 Schülerinnen hat nunmehr die Hälfte. Dagegen wächst die Zahl in der evangelischen Volksschule, weil kleine Leute, nachdem das Militär die Stadt verlassen, hier billiger zur Miete wohnen. Dies aber hilft die soziale Lage keineswegs bessern. Je größer die Gemeinde wird, desto ärmer, desto bedürftiger. Gilt doch auch im allgemeinen: die Häuser haben ihren Wert verloren, Handel und Wandel liegt darnieder, der Kaufmann wankt, der Handwerker darbt. Doch und gleichwohl sind — es ist großenteils auswärtigen Wohlthätern zu danken — die Anstalten der Gemeinde in gedeihlicher Entwickelung begriffen. So das Waisenhaus mit zur Zeit achtzehn Zöglingen in weiten und gesunden Räumen. So das Martinstift, ein Siechenhaus, welches der Volksmund in glücklicher Aenderung Siegeshaus nennt. Aber dieses ist ebenso wie die für Bibelstunden benutzte Lutherkapelle zu klein angelegt; es mußten Kranke, die dort Aufnahme und Heilung suchten, an das römisch-katholische Marienhaus gewiesen werden. Obendrein muß das Siechenhaus auch als Mädchen-Waisenhaus dienen. Also ein Neubau ist unabweislich. Man hofft, die Kosten der neuen Kranken- und Siechenstation werden 18000 Mark nicht übersteigen. Sie soll zugleich eine Herberge für Diakonissen werden, welche die Gemeinde- und Privatpflege übernehmen. Und hier müssen wir dringend bitten, man wolle mildiglich seine Hand für dieses Unternehmen aufthun. Um so mehr hoffen wir, willige Leser und freundliche Geber zu finden, wenn wir hinzufügen, daß die evangelische Gemeinde Braunsberg im Laufe dieses Jahres das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Kirchweihe feiert. Da gedenkt man im Frühling und Sommer jenen Bau aufzurichten, am 19. November 1887 ihn zu weihen.

Man hat Braunsberg die größte Proselytenstation für die römisch-katholische Kirche genannt. Wir aber sähen gern in ihr eine Weihestätte evangelischer Bruderliebe!*)

H

Ein neuer Religionszensus in London

Jeder, dem die kirchlichen Verhältnisse Englands in etwas bekannt sind, weiß, daß bei den in gewissen Zwischenräumen vorgenommenen Volkszählungen konfessionelle Erhebungen nicht gemacht werden. Die Gründe, von denen die Regierung dabei ausgeht, sind durchsichtig genug. Sie wünscht einerseits die Empfindlichkeit der zahlreichen Sekten des Dissent zu schonen, maßgebend aber für sie ist die Befürchtung, daß auf Grund der in Zahlen nachgewiesenen nonkonformistischen Fortschritte gesteigerte Ansprüche auf politischen Einfluß erhoben werden und die Möglichkeit des Disestablishment, d. h. einer allgemeinen Teilung des Kirchengutes unter sämtliche religiöse Genossenschaften des Landes, die römisch-katholische eingeschlossen, in absehbare Nähe gerückt wird. Der Mangel dieser religiösen Erhebungen erschwert aber eine annähernd richtige Abschätzung des Einflusses, den die verschiedenen Kirchen auf die Bevölkerung des Landes ausüben, in erheblichem Maße. Man hat deshalb, um einen Anhalt zu haben, in früheren Jahren zu Kirchenbesuchszählungen, die an einem im voraus bestimmten Sonntage in den (Londoner) Kirchen für die beiden Hauptgottesdienste vorgenommen wurden, seine Zuflucht genommen und aus den gewonnenen Zahlen, nachdem sie gehörig verarbeitet waren, seine Schlüsse gezogen. Der Nachweis, warum diese kirchliche Statistik relativ wertlos gewesen ist, gehört nicht hierher. In jedem einzelnen Falle gaben die Zählungen Anlaß zu zahlreichen Anklagen und Beschuldigungen von seiten derjenigen, denen die Zahl ihre Gunst versagte, und infolge davon verloren sie das allgemeine Vertrauen.

Dem Vorwurfe, daß sie vielfach zu durchaus irrigen Annahmen führten, da sehr viele Zahlen in einzelnen Kirchen auf

* Liebesgaben sind zu richten an Herrn Pfarrer Löfflad in Braunsberg. Doch nimmt auch die Redaktion und Expedition dieser Zeitschrift solche gern zur Vermittelung entgegen.

ganz allgemeinen Annahmen beruhten, haben sie sich nicht zu entziehen vermocht. Und daß dieser Vorwurf keineswegs in bloßem Vorurteile oder der bittern Empfindung, im religiösen Wettbewerbe unterlegen zu sein, seinen Grund hatte, vielmehr nach sehr vielen Seiten hin die Wahrheit aussprach, das hat eine am Ende vergangenen Jahres von der unternehmenden Redaktion der British Weekly, einer neuen Kirchenzeitung, im stillen vorbereitete und gründlich durchgeführte Kirchenbesuchszählung allen Beteiligten vor Augen geführt. Die Ueberraschung über die gewonnenen Ergebnisse ist eine fast allgemeine; denn es sind dabei Dinge ans Licht gekommen, von denen sich viele, namentlich die große Masse derer, die nach den vorausgegangenen Agitationen der Liberation Society an den religiösen Einfluß des Staatskirchentums nicht mehr recht zu glauben geneigt waren, nicht das Geringste haben träumen lassen.

Die Veranstalter der diesmaligen Zählung legen auf die Objektivität ihres Zensus Wert. Nicht im Interesse einer einzelnen Partei oder in der Absicht, eine kirchliche Kontroverse zu entscheiden, ist das Werk unternommen worden; und will ich darauf hinzuweisen nicht unterlassen, daß die Veranstalter nicht nur nicht der Staatskirche angehören, sondern auf „fortgeschrittenem liberalen Standpunkte“ stehen, was im englischen Sinne der Phrase zu verstehen ist. Mit der größten Sorgfalt sind die Zahlen notirt, wiederholt kontrolirt und mit Rücksichtnahme auf die von den verschiedensten Seiten erhobenen Einwände bez. Ergänzungen endgiltig festgestellt worden. „Wir sind in der Lage zu behaupten — sagt die Redaktion des betreffenden Blattes —, daß noch keine derartige statistische Aufstellung dem Publikum unter den gleichen Garantien der Verläßlichkeit geboten worden ist.“

Der Zählung zu Grunde gelegt sind die Bevölkerungsziffern der Volkszählung vom Jahre 1881. Darnach hatte London im ganzen 3816703 Einwohner, für welche in sämtlichen vorhandenen Kirchen, die römischen und griechischen Katholiken und die Juden eingeschlossen, 1107550 Kirchensitze vorhanden waren. Die kirchliche Versorgung, soweit der Platz in Frage kommt, ist in London also eine derartige, daß für unsre meisten deutschen Groß- und Mittelstädte die Themsestadt ein nicht von fern erreichtes Ideal bleibt. Von Berlin, Hamburg u. a. gar nicht zu reden. An dem Morgengottesdienste nahmen in diesen Kirchen 479731, an den Abendgottesdiensten 496561 Personen teil, im ganzen 976292; d. h. sämtliche Kirchen waren an dem einen Sonntage zu fast neun Zehnteln gefüllt. Liegt es da nicht nahe, Schlüsse auf deutsche Verhältnisse zu machen und aus der „Frömmigkeit“ der Millionenstadt Lehren für uns zu ziehen? Oder haben diesen Zahlen gegenüber diejenigen wirklich Recht, die als feststehenden Satz zu behaupten belieben, daß für Frömmigkeit und kirchlichen Sinn in den „Zentren der Intelligenz“ keine Stätte sei? Der Zensus beweist, daß in London von vier bis fünf Bewohnern je einer sich am Gottesdienste beteiligte; womit noch nicht gesagt ist, daß die verbleibenden drei oder vier andern ohne religiöse Versorgung blieben. Und dieses Verhältnis ändert sich auch nicht wesentlich in dem Falle, wenn von einer Reihe von Personen beide Gottesdienste besucht wurden. Dieser im übrigen England, namentlich aber in Schottland, geübten Sitte thun die großen Entfernungen Londons, namentlich aber die am Sonntag dort erheblich beschränkten Verkehrsmittel, einen wesentlichen Eintrag.

Wie die Beteiligung am Gottesdienst sich auf die einzelnen Denominationen verteilt, das ergiebt sich aus folgender Tabelle.

	Annähernde Zahl der Kirchensitze:	Morgengottesdienst:	Abendgottesdienst:	Gesamtzahl:
Staatskirche	601450	265577	264752	530329
Kongregationalisten	142425	53299	59545	112844
Baptisten	115625	49188	59014	108202
Wesleyaner	83625	32924	36996	69938
Andre Methodisten	34375	10651	12133	22784
Presbyterianer	31775	14867	15503	30370
Andre Denominationen	41425	11576	11448	23024
Römische Katholiken	47700	26090	28225	54315
Juden	9150	2850	1480	4330
Griechische Katholiken	—	199	—	199
Hospitäler, Arbeitshäuser ꝛc.	—	12492	7465	19957
Gesamtzahl	1107550	479731	496561	976292
Gesamtzahlen der Staatskirche	601450	265577	264752	530329
" " protestantischen Dissenters	449250	172525	194639	367162

Von den vorstehenden Zahlen ist diejenige, die am meisten zu denken giebt, weil in der äußeren Erscheinung eine tiefer liegende Idee zu Tage tritt, diejenige des römisch-katholischen Kirchenbesuchs. Denn während keine einzige Gesamtsumme der protestantischen Kirchenbesucher die Zahl der vorhandenen Kirchenplätze erreicht, ergiebt die katholische einen Ueberschuß von annähernd 7000, d. h. die Kirchlichkeit der Katholiken übertrifft diejenigen aller protestantischen Körperschaften bei weitem. Der Grund dieser Erscheinung ist jedem bekannt, der da weiß, von welcher Bedeutung Rosenkranz, Messe und geweihte Orte für die katholische Frömmigkeit sind und mit welchem Nachdruck die äußeren Uebungen des Gottesdienstes als solche gefordert werden. Den Katholiken stehen am nächsten, immerhin aber noch weit hinter ihnen zurückbleibend, die Presbyterianer, die beinahe so viele Besucher in die Kirche schicken, als sie Plätze besitzen. Hier tritt die Macht der alten schottischen Tradition in die Erscheinung. Den Presbyterianern folgen die Baptisten, die Methodisten, Wesleyaner; die schlechtesten Kirchenbesucher sind die Juden, die an einem Sabbath in zwei Gottesdiensten die Synagogen noch nicht zur Hälfte füllten.

Viel schwerer aber als diese Einzelbetrachtungen fallen die aus vorstehenden Zahlen gezogenen allgemeinen Schlüsse ins Gewicht. Von einer Bevölkerung, die gegenwärtig etwas über vier Millionen Menschen beträgt, beteiligten sich rund eine Million Menschen — die sehr zahlreichen, oben nicht mitgezählten kleineren Gottesdienste mit eingerechnet — an dem einen oder andern Gottesdienste jenes Sonntags. London ist also für das Christentum und für das Evangelium noch nicht verloren. Der in manchen englischen Kreisen immer mehr Platz greifenden Verzweiflung an der Lösung des Problems, ob die Millionenstadt dem Christentum zu erhalten sei, ist ein Halt durch diese Zahlen zugerufen worden. Es ist nicht wahr, daß das Volk von Religion nichts wissen will und daß ein Verlangen nach Gottesdienst und kirchlicher Lebensbethätigung nicht vorhanden sei. Vergleicht man die oben nicht mit angeführten Zahlen aus den einzelnen Stadtbezirken genauer, so ergiebt sich, daß offener Widerstand gegen die äußeren Religionsübungen in keiner Bevölkerungsklasse sich zeigt, daß in allen Teilen der volkreichen Stadt sich noch große Massen um das Wort Gottes sammeln lassen, daß mit einem Worte London ebenso vollständig unter kirchlichen Einfluß gebracht werden kann, als irgend ein Teil des flachen Landes. Die Thatsache freilich, daß wenigstens eine Million Menschen sich von der Kirche fernhält, und daß diese Zahl mit jedem Tage wächst, stellt an jede Denomination neue und nicht geringe Aufgaben. Aber diese gilt es eben zu lösen. Das religiöse Gewissen in Kirche und Dissent ist erwacht, und seit etwa vier bis fünf Jahren treten auf allen kirchlichen Gebieten Anzeichen dafür hervor, daß man neue Wege und Mittel sucht, um die kirchen- und religionslosen Massen zu erreichen.

In dieser Beziehung ist nun eine Erscheinung, die durch die Ergebnisse des Zensus eine neue Bestätigung erhält, ohne freilich spezifisch-englisch zu sein, für den urteilsfähigen Beobachter nicht ohne Interesse. Die Zahlen der einzelnen Kirchendistrikte weisen nämlich die auch bei uns in Deutschland vielfach beobachtete Thatsache auf, daß das Volk nur nach positiver, gläubiger Predigt Verlangen trägt. Von Negation, Kritik, Zweifel will es in den Kirchen nichts wissen. Wo Unglaube und Halbglaube auf der Kanzel sich breit macht, da bleiben die Kirchen leer. Die größte Gelehrsamkeit und hervorragende intellektuelle Begabung ist an sich machtlos, andächtige Gemeinden zu sammeln. Lehrreich in dieser Beziehung ist die Thatsache, daß der Unitarismus von London sich in vollständiger Auflösung befindet. In England hat es vor nicht allzulanger Zeit, als die rationalistischen Ideen der Antitrinitarier sich die Anerkennung weiter Kreise erfreuten und die neue Denomination manchem eine Gefahr für die Kirche zu bedeuten schien, nicht an lauten und eindringlichen Stimmen gefehlt, welche auf dem Wege der Konzession ein Entgegenkommen bis zu Punkten forderten, wo eine Unterscheidungslinie kaum noch erkennbar war: erst dann dürfe die Kirche ihres Sieges gewiß sein. Jetzt zeigt sich, daß dieser Sieg nur mit leeren Kirchen erkauft werden kann.

Eine der bittersten Lektionen wird, darauf möchte ich zum Schlusse hinweisen, durch die Zahlen dem englischen Freikirchen-

tum erteilt. Durch die früheren Zählungen ist der tendenziöse Nachweis zu führen versucht worden, daß in der Metropole wenigstens der Einfluß der Staatskirche auf die Bevölkerung hinter demjenigen des Dissent erheblich zurückstehe. Namentlich hat die gegen das Establishement arbeitende Liberation Society auf angebliche Thatsachen dieser Art ihre Agitation begründet. Den vorstehenden Zahlen gegenüber wird niemand mehr bezweifeln dürfen, daß auch in der Landeshauptstadt die Landeskirche sich eines sehr festen Haltes erfreut und daß sämtliche Sekten zusammengenommen nur zwei Drittel der staatskirchlichen Kirchgängerzahl aufweisen. Von 887 000 protestantischen Kirchenbesuchern gehört die weitaus größere Hälfte, 530 000, der bischöflichen Kirche an. Also auch auf London, das von den Sekten bisher mit Vorliebe als abtrünnige Tochter der Kirche bezeichnet und als Domäne des Dissentertums bezeichnet zu werden pflegte, versteht die mit der englischen Volksseele aufs innigste verwachsene Kirche noch ihre alte Anziehungskraft auszuüben. Auf dem Lande macht ihr bekanntlich niemand ihr Uebergewicht streitig. Die Frage der Möglichkeit einer Trennung der kirchlichen und staatlichen Gewalt, die unter dem letzten Ministerium Gladstone wie ein Gespenst aus drohendem Gewölke auftauchte, wird also, wenn anders die von den Veranstaltern der Zählung geradezu herausgeforderten Berichtigungen und Einwände die Gesamtzahlen nicht erheblich ändern, was bei den vorliegenden Verhältnissen so viel wie ausgeschlossen erscheint, ihrer Lösung vorläufig ein gut Stück ferner gerückt, und der Nonkonformismus, vor neue und große Aufgaben der Evangelisation gestellt, wird seine Kräfte aufs äußerste anspannen müssen, um ein Gebiet, das er als seinen Besitz erträumte, thatsächlich erst zu erwerben.

B

Drei historische Romane

Es war um das Jahr 1475, als in Niklashausen ein junger Gemeindehirte, der bis dahin den Bauern zur Kirchweih zum Tanz aufgespielt hatte, plötzlich auf den Gedanken kam, er sei von der Jungfrau Maria zum Bußprediger bestimmt worden. Vermeintliche Visionen der Mutter Gottes bestärkten ihn in seiner Meinung. Seine einfachen, schlichten, aber überzeugenden Predigten lockten bald Tausende von Menschen herbei und halfen die Wallfahrtskirche zu Niklashausen bereichern. In Hans Böhms Predigten mischte sich bald Polemik gegen die verderbten kirchlichen und sozialen Zustände, bis der Bischof von Würzburg den ihm gefährlich werdenden „Bauernpfeifer“ gefangen nehmen ließ und dem Scheiterhaufen überlieferte. Dies ist in kurzen Worten die Geschichte, welche Dr. Richard Weitbrecht als Stoff zu seinem „Bauernpfeifer“ (Barmen, Hugo Klein; M. 2,50, geb. 3,50) gewählt hat. Abgesehen von der oft unvermittelten Darstellung und der mitunter recht gesuchten Ausdrucksweise (vergl. z. B. S. 111: „Ziehet ab, man giebt euch sein nicht“), hat Weitbrecht mit großem Geschick und bewährter Kunst Wahrheit und Dichtung zu vereinigen gewußt. Die wenigen auftretenden Personen sind gut gezeichnet. Die Erzählung ist von Anfang bis zu Ende spannend. Das Ganze giebt ein lebendiges, anschauliches Bild der mittelalterlichen kirchlichen und sozialen Verhältnisse, die einer durchgreifenden Reformation harrten.

In die Zeit derselben führt uns Anton Ohorns: „Es werde Licht!“ (Gotha, Perthes; M. 3, geb. 4). Wir erklären sein Werk ohne Rückhalt für einen der besten historischen Romane unserer Tage. Ihn zu lesen wird nicht nur für den, der mit der Geschichte der Reformationszeit vertraut ist, sondern für jeden ein wahrer Genuß sein. Die Darstellung ist eine geradezu hinreißende. Der Schriftsteller, dem man auf jeder Seite es anmerkt, daß er in seinem Stoffe lebt, weiß die Leser in die Mauern des Klosters zu führen, daß es ihnen wie Wahrheit und Wirklichkeit sein muß. Hier die ins Grab steigende Zeit versumpfter Möncherei, dort der frisch und sicher aufstrebende Geist der echten, auf wahre Religiosität sich gründenden Liebe! — Kleinere historische Fehler sind uns nur wenige aufgefallen. Aber das eine darf zu bemerken nicht unterlassen werden: Luthers Auftreten wie das eines Deus ex machina am Schlusse des Ganzen wäre besser unterblieben. Es ist das Einzige, wobei der Leser den Mangel der Wahrscheinlichkeit herausfühlt. Aber trotzdem ist das Werk auf das Wärmste zu empfehlen.

In gleichem Verlage ist erschienen: „Eine Kreuzeskirche in Frankreichs Wildnis. Von der Verfasserin der »Spanischen Brüder«. Uebersetzt von Elisabeth Klee“ (M. 4, geb. 5). Es ist ein tiefer Eindruck, den dieses Buch, ebenso wie die „Spanischen Brüder“, bei jedem Leser hinterlassen wird: Empörung und Entrüstung über die schamlose Behandlung evangelischer Christen; auf der andern Seite Bewunderung einer Glaubensfreudigkeit, wie sie nur in Zeiten des furchtbarsten, alles bereitwillig auf das Spiel setzenden Kampfes zu finden ist. Die Darstellung ist, wie die Verfasserin auch mehrmals betont, eine streng historische und weiß den Leser zu packen und zu begeistern. Wer ein besonderes Zeugnis für die Wahrheit des Dargestellten begehrt, dem empfehlen wir, vorher oder nachher das vor wenigen Jahren in deutscher Uebersetzung erschienene „Jean Migaults Tagebuch“ (Breslau, Hirt; M. 1,50, geb. 2,25) zu lesen.

Die genannten Werke sind sämtlich wie wenige geeignet, evangelisches Glaubensbewußtsein zu stärken und zu fördern. Auch um deswillen — abgesehen von ihrem literarischen Werte — seien sie auf das Angelegentlichste jedem evangelischen Hause empfohlen.

G B

Verschiedenes

(Ein Denkmal für Coligny in Paris) In Paris beabsichtigt man dem Admiral Coligny, dem Märtyrer der Bartholomäusnacht, ein Denkmal zu errichten. Die drei Statuen, die es bilden sollen, sind bereits fertig und nach dem Urteile des Instituts von bewundernswerter Schönheit. Noch ist die zugehörige Architektur zu vollenden; die Aufstellung des Ganzen soll Ende 1887 stattfinden. Das wäre freilich „die beste Säkularfeier für das erste Toleranzedikt, das im November 1787 erlassen wurde.“ Wir entnehmen diese Nachricht einem vom Kirchenbl. f. d. ref. Schw. mitgeteilten Briefe des Herrn Bersier vom Coligny-Komitee an Herrn Pfarrer Ochsenbein in Schloßwyl (Bern), der als Beitrag der deutschen Schweiz 1000 Frs. gesammelt hatte. Die französische Regierung hat einen Zuschuß von 35 000 Frs. zugesagt und 20 000 bereits gezahlt. Alle Parteien beteiligten sich: der Graf von Paris zeichnete 1000 Frs., auch andre angesehene Katholiken trugen bei, und selbst der Gemeinderat von Paris hat sich dem Unternehmen günstig bewiesen. Bersiers Brief schließt: J'ai à peine besoin de vous faire remarquer la portée morale d'une telle œuvre, qui sera l'affirmation publique et continuelle de la liberté de conscience et la réhabilitation de l'homme, qui a été la personnification la plus éclatante de la Réforme française. Si vous pouvez venir à Paris au moment de l'inauguration, vous partagerez notre joie et notre reconnaissance envers Dieu et envers nos frères. Ce cera une belle fête pacifique, que nous célébrerons sans aucun esprit de récrimination. Pfarrer Ochsenbein bemerkt dazu: „Dieser Brief hat mir aufs neue bewiesen, daß wir es hier nicht mit einem unfrommen, nur auf Verherrlichung eines Menschen ausgehenden Werke zu thun haben; vielmehr sind es zwei tief religiöse Motive, welche demselben zu Grunde liegen. Erstens ist es das Verlangen nach einer öffentlichen Sühne für den Greuel der Bartholomäusnacht und nach Rechtfertigung und Ehrenrettung des erlauchten Opfers derselben. Und zweitens ist es das Gefühl des Dankes, daß die Zeiten der religiösen oder vielmehr irreligiösen Unduldsamkeit und Verfolgungssucht gottlob vorüber sind und nun jeder frei nach Wissen und Gewissen Gott dienen kann. Es ist und bleibt meines Dünkens erfreulich, daß Männer aller politischen und kirchlichen Parteien sich zu diesem Sühnewerk vereinigen konnten.“

(Goethe, Doktor der Theologie) An dem Tage, da Goethe vor fünfzig Jahren in Weimar eingezogen war, den 17. November 1825, erhielt er unter vielen Briefen, Widmungen und Festschriften ein Schriftstück von besonderem Umfange: alle Fakultäten der Universität Jena erteilten und sandten dem Gefeierten das Doktordiplom, die theologische mit den Worten: „Ew. Exzellenz haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnreich, tief und anregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft, durch Deren Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologen mächtig gefördert.“

(Grabfund im Wormser Dom) Bei den zur näheren Erforschung der Domschäden vorgenommenen Nachgrabungen wurde ein verschlossener Steinsarg gefunden. Bei der Eröffnung erwies sich derselbe als das Grab eines Bischofs und wurde aus dem Befunde des noch erhaltenen Ornates in Verbindung mit geschichtlichen Angaben zweifellos festgestellt, daß die Gebeine des im Jahre 1192 gestorbenen Bischofs Konrad II. von Sternberg darin ruhten.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach (Sachsen)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu als Beilage der Aufruf des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen